

Franz Xaver, der Heilige der Hoffnung.¹

Von Joseph Loosen S.J., Frankfurt a. M.

Wäre Franz Xaver nicht heiliggesprochen, hätten wir ihn vielleicht niemals mit Sicherheit als Heiligen erkannt. Nicht, weil er nicht auf viele den Eindruck eines Heiligen gemacht hätte. Aber wer wollte von sich aus entscheiden, ob das ungewöhnliche Leben dieses überragenden Mannes nicht auch anders erklärt werden kann? Die Messung eines Menschen an einer Heiligenheitsnorm und der Vergleich seines Lebens mit einem als Erkenntniskriterium geeigneten Heiligkeitstypus ist, von uns aus geschen, eine äußerst schwierige Aufgabe. Was gehört denn dazu, damit einer ein Heiliger sei? Gewiß Christusverbundenheit und Christusabbildlichkeit. Zweifellos Gnadenstand, Glaube, Hoffnung und Liebe. Aber sind dies nicht Kennzeichen eines jeden Christen? Und wenn wir beim Heiligen eine größere Innigkeit in der Vereinigung mit Gott, einen besonders hohen Grad von Gnade, eine überdurchschnittliche Bewährung im Bekenntnis seines Glaubens, ein ungewöhnliches Maß an Hoffnung, wenn wir eine Liebe fordern, die bis zum Äußersten geht, — wer wollte dieses Maß bestimmen, oder wer hätte in sich das Vermögen, natürliche Anlage von Gnade zu unterscheiden? Vielleicht ist nur temperamentvoller Eifer, was wir bei Franz Xaver als ein echtes Getriebensein vom Geiste Gottes ansehen! Möglicherweise spricht sich nur religiöse Genialität aus, wo wir ein Wort oder eine Tat von ihm als göttlichen Machterweis erklären! Hat es nicht auch andere, im übrigen sehr „unheilige“ Menschen gegeben, die sich im Dienste des Nächsten verbraucht haben? Sind nicht auch Fanatiker, den Märtyrern gleich, für ihre religiöse Überzeugung gestorben? Das alles sind Fragen, und wir würden sie, solange wir auf uns angewiesen blieben, wohl kaum mit einer hinreichenden Sicherheit beantworten. Wo Gott in einem Heiligen erscheint, können wir ihn mit einem Menschen verwechseln, und es besteht umgekehrt die Gefahr, daß wir das, was menschlich an ihm ist, ins Göttliche steigern.

Wie mancher der Wahrheit inne wird, indem er sie vollzieht, so wird auch das Verständnis des Heiligen am besten durch Nachahmung des Heiligen gewonnen. Unsere theoretischen Aussagen haben weniger Wert, weil es möglich ist, daß wir beim Heiligen Natur und Gnade verwechseln. Heiligkeit als Heiligkeit entzieht sich der Überprüfung durch einzelne Menschen; sie ist den natürlichen Augen verborgen, ist ein Geheimnis. Der Heilige als Heiliger ist mit psychologischen Methoden nicht faßbar; er ist für uns der Unbekannte, von dem wir nicht wissen, aus welchen Quellen die Kraft seines Lebens Tag für Tag neu wird. Es ist in dieser Beziehung mit dem Heiligen nicht viel anders als mit dem menschgewordenen Gott selber. Mit der Vermenschlichung Gottes vermehrt sich die Gefahr der Verkennung. Der Heilige ist eine Inkarnation göttlichen Lebens. Er ist gelebtes, fleischgewordenes Wort Gottes, und Gott allein kann uns dieses Wort als sein Wort bestätigen und auslegen. Er tut es auf eine ähnliche Weise, wie er uns Heutigen seinen Sohn offenbart und sein Sohn ihn, nämlich durch die Kirche.

¹ Rede, gehalten auf der Festakademie zum vierhundertsten Todestag des hl. Franz Xaver (3. 12. 1952) in der philos.-theol. Hochschule St. Georgen, Frankfurt a. M.

Der Heilige, der durch die Kirche heilig geworden ist, wird auch durch die Kirche heiliggesprochen. Er ist nicht nur ein neuer Anfang, nicht nur eine gnadenhaft ursprüngliche, nicht nur eine schöpferische Gestalt, nicht nur ein Bote geradewegs von drüben. Er ist zu seinen Lebzeiten in der Kirche auf Erden auch Erbe eines vorangegangenen Geschlechtes, Hüter einer heiligen Überlieferung, Glied an einer ganz bestimmten Stelle der auseinander hervorgehenden Generationen. Er ist kein ungeschichtlicher Mensch, der auf ungeschichtliche Weise das geschichtliche Leben Jesu kopiert. Der Christus, den der Heilige darstellt, ist der gegenwärtige Christus in der Kirche seiner Zeit. Das Licht, das der Heilige zurückstrahlt, ist das Licht der Herrlichkeit des Herrn, so wie es auf die Kirche seines Jahrhunderts fällt. Der Heilige ist Zeuge Christi heißt darum: der Heilige ist Zeuge der Kirche, insofern in ihr die Fülle Christi in einer wachsenden Zahl von Menschen immer deutlicher wird. Charismatischer, nicht amtlicher Zeuge, infolgedessen selber einer amtlichen Bezeugung und Bestätigung durch die Kirche bedürftig. Wir können das Zeugnis des Heiligen überhaupt nicht bejahren, wenn wir es nicht annehmen von der Kirche; und wir können den Sinn seiner Sendung überhaupt nicht verstehen, wenn wir sie nicht betrachten im Lichte ihrer Beglaubigung durch die Kirche. Erst durch die Kanonisation sind wir ja überhaupt sicher: dieser Mensch war kein Mensch wie wir; er war wirklich ein Heiliger und ist jetzt im Himmel. Erst die Kanonisation gibt uns die Gewissheit, daß der in der Kirche objektiv fortlebende Christus in diesem Menschen die Weise der Subjektivität angenommen hat, und daß wir, diesen Menschen verehrend, Gott unseren Kult darbringen.

Der Heilige wird aber nie zu Lebzeiten kanonisiert, sondern, wie es nicht anders sein kann, nach seinem Tode. Wir müssen also annehmen, daß weniger die Zeitgenossen, als die späteren Generationen durch den Heiligen angesprochen werden sollen. Es gibt eine Zeit des Heiligen, die ist mit dem Tod des Heiligen vorbei. Und es gibt eine Zeit des Heiligen, die fängt mit dem Tod des Heiligen erst an; der Heilige hat immer noch Zukunft. Die Kanonisation sagt uns: er ist in die Ewigkeit Gottes entrückt und koexistiert nun im ewigen Gott allen Zeiten. Was von ihm bleibt, ist nicht ein langsam verlassender Nachruhm: Er selbst ist da und immer noch da und ist uns durch den Tod nicht ferner, sondern näher gekommen. Vom Himmel her ist er nun der ganzen Welt zugewandt und behält eine Aktualität und eine Gegenwärtigkeit, die dauert und von der eine Kraft ausgeht. Der Heilige wird nicht seinet-, sondern unseretwegen heiliggesprochen und überhaupt heilig. Heiligkeit ist Sendung und zwar eine solche, die über das irdisch-zeitliche Leben des Heiligen hinausreicht. Wenn wir daran denken und, gestützt auf die Tatsache der Kanonisation, nun die Gestalt des Franz Xaver zu deuten versuchen, werden wir geneigt sein, in den vielen ungewöhnlichen Ereignissen seines Lebens eher ein Werk der Gnade als eine natürliche Leistung zu erblicken.

Wir sind in der glücklichen Lage, zahlreiche Briefe von Xaver zu besitzen. Es sind Kultur-dokumente, für die Erforschung der Missions- und Völkerkunde immer unersetzblich. Uns aber bedeuten sie mehr. In den Briefen eröffnet sich der Heilige als Mensch und als Christ. Je unreflektierter sein Herz spricht, desto wahrscheinlicher ist es, daß darin der Heilige redet. Denn das Herz war seine Mitte und der Kern

seiner Existenz, hier dachte und fühlte und entschied sich der ganze Mensch. Wenn irgendwo, dann muß hier das ihn nachhaltig Formende, muß die ihm eigentümliche Gnade, muß die besondere Art seiner Heiligkeit spürbar sein.

Und es dürfte kaum ein Wort geben, das er darin mit einer persönlichen Innigkeit so oft ausspricht, wie das Wort von der Hoffnung — und, ihm zugeordnet, das Wort von der Gefahr². Wir erleben Franz Xaver als den, der einer eschatologisch verdunkelten Welt mit einer überdurchschnittlichen Tapferkeit hoffend standhält. Das ist umso bemerkenswerter, als diese Briefe von den Grenzen der damals bekannten Länder kommen und schon jenseits aller Sicherungen geschrieben sind, die uns unentbehrlich scheinen, damit wir uns irgendwo zu Hause fühlen. Sie geben einen Einblick in die Not eines Menschen, den fast alles in seiner Umgebung befremdet und der sich von vielen Gefahren bedroht sieht. Xaver hat sich so oft den Verbannten genannt, und gerade diese Heimatlosigkeit ist es, die uns heute fast heimatisch anmutet. Vielleicht verstehen wir es nur zu gut, daß der Heilige das Gefühl der Bedrohung wie eine Grundbefindlichkeit zum Dasein des Menschen in dieser Welt zählt. Daher mag es nicht unberechtigt erscheinen, ihn für uns heute den Heiligen der Hoffnung zu nennen.

Was hier mit Hoffnung gemeint ist, ist nicht dasselbe, was man sonst wohl unter Hoffnung versteht. Es kann einer Hoffnung haben und in Wirklichkeit hoffnungslos sein. Die Hoffnung des Franz Xaver ist jene christliche Enderwartung, die die Situation des gläubigen Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit kennzeichnet. So hoffen kann nur, wer in der Zeit lebt, ohne der Zeit zu verfallen, — in dem das Bewußtsein der Zeitlichkeit seines Daseins immerdar wach ist, — für den die Zeit nicht nur ein Vergehen, sondern auch ein Kommen bedeutet. Er stellt sich in sein Dasein wie in einen Advent, den er verlebt in der Vorfreude auf die Erfüllung einer Verheißung. Daß Xaver so ist, ist um so erstaunlicher, als er sich der Aufgabe des Augenblicks mit Ungestüm hingibt. „Es packt mich das Verlangen“, schreibt er an seine Mitbrüder, „in die Universitäten Europas zu stürmen, schreiend mit lauter Stimme, wie einer, der nicht mehr bei Sinnen ist ... vor versammelter Sorbonne wollte ich's ihnen zurufen: wie viele Seelen vom Wege des Heiles abkommen durch ihre Schuld, wie viele Seelen verlorengehen durch ihre Gleichgültigkeit“³.

Sich ganz einsetzend, behält Xaver aber so viel Reserve, daß er über das Geschehende nach etwas Zukünftigem ausschaut. Das Zeitlich-Gegenwärtige ist in seinen Augen nur vorläufig zu dem, was danach und dann endgültig sein wird. Er wird nicht müde zu wiederholen, wie arm ihn das zerrinnende Dasein in seiner Flüchtigkeit und Nichtigkeit läßt. Er gehört jedoch auch nicht zu jenen aktiven Naturen, die glauben, etwas voranzutreiben, während sie tatsächlich Getriebene sind. In seiner Aktivität hat er die Kraft zur Sammlung; sein Blick ist unentwegt auf das gerichtet,

² *Monumenta historica Societatis Jesu, Epistolae S. Francisci Xaverii, tomus I, epistola 55, n. 5* (deutsch bei Elisabeth Gräfin Vitzthum, *Die Briefe des Francisco de Xavier*, 3. Aufl., München 1950, S. 95 f.); ferner Ep. I, ep. 59, n. 4 (V. 101); Ep. II, ep. 90, n. 22—25 (V. 158 f.).

³ Ep. I, ep. 20, n. 8 (V. 49).

was nach seiner Überzeugung im Strom des Werdens und Vergehens einzig und allein Bestand hat. „Wollen wir unseren Beruf in diesem Leben recht erfüllen, so müssen wir Pilger sein, bereit, allezeit dorthin aufzubrechen, wo wir Gott, unserem Herrn, den größeren Dienst darbringen können“⁴. „Halten Sie sich immer das Wort unseres Herrn vor Augen, der da sagt: ‚Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet‘ (Mt 16, 26)“^{4a}.

Wie alle wahrhaft Hoffenden hat er einen Sinn für das, was wir Transzendenz heißen. Sie ist in seinen Augen etwas anderes als nur der Hinweis auf ein Zukünftiges. Wonach sein Sinn steht, ist nicht eine andere, bessere Zeit, die die jetzige Zeit ablösen soll. Sein Verlangen ist kühn und steil aus der Zeit heraus auf die Ewigkeit gerichtet; das zukünftige Gut seiner Hoffnung ist ein ewiges Gut. Diese Transzendenz ins Ewige hinein, die die Richtung seines Hoffens bestimmt, ist eine echte, keine immanente Scheintranzendenz. Was ihm als Seligkeit vorschwebt, ist keine ins Endlose verlängerte endliche Freude. Er hat sich an die Unruhe seines Lebens nicht so gewöhnt, daß er ohne sie nicht mehr ruhig sein könnte. Es wäre verständlich für einen Mann der Tat, aber es ist nicht so. Was er sich und anderen am Ende seiner Briefe wünscht, ist in keiner Weise in den geschaffenen Dingen gegeben oder auch nur verheißen. Der Gegenstand seiner Hoffnung ist ein unendliches Gut, und auch das ist noch zu unpersönlich gesagt: es ist der persönliche Gott, den er schauen will, wie er in sich ist. Von dieser Ruhe in der Schau, nicht von seinem eigenen Arbeiten- und Sich-auswirken-können, verspricht er sich die ewige Freude. „Oft geschieht es mir, daß ich einen Menschen (er lebt hier inmitten der Christen) ausrufen höre: ‚O Herr, Deiner Tröstungen sind es genug! Halte ein! Wenn aber Deine Liebe, Dein unermeßliches Erbarmen sie mir dennoch verleihen will, so nimm mich hinweg von hier und nimm mich auf zu Dir in Dein himmlisches Licht! Denn es ist allzu bitter zu leben, ohne Dein Antlitz zu schauen, wenn Du Deinen Geschöpfen schon auf so innige Weise genahrt bist“⁵. Obwohl Xaver diesen Wunsch so oft wiederholt, kann man doch nicht sagen, daß er bei ihm zur Formel geworden wäre. Er wirkt jedesmal wie der lebendige Ausdruck dessen, was ihn im tiefsten bewegt; er beweist, daß der Heilige in einem geistigen Raum lebt, wo alles hinter ihm liegt und nur noch Gott ist und Brüder sind und Ruhe herrscht und Einssein aller mit allen⁶.

Das setzt ihn naturgemäß in ein neues Verhältnis zur Welt. Sie ist nicht mehr das, was er sucht und ersehnt und worin er sich wohlfühlt. Es zeigt sich bei ihm, wie christliche Hoffnung den Menschen der Welt entfremdet. Er sieht sie als das zu Überwindende an, weil sie die Erfüllung seiner Hoffnung in Frage stellt. Gegen sie ans Ziel zu gelangen, betrachtet er als schwierig. Täglich erlebt er sich in einer Situation, wo er an die Schranken seines Könnens und Daseins geführt wird. Die Gefahr ist das Element, in dem er zu hoffen gelernt hat. Was vermag er als einzelner gegen eine uralte heidnische Kultur und gegen eine Religion, die eine geradezu

⁴ Ep. I, ep. 50, n. 2 (V., 81).

^{4a} Ep. II, ep. 90, n. 25 (V., 159).

⁵ Ep. I, ep. 20, n. 14 (V., 57).

⁶ Ep. I, ep. 54, n. 5 (V., 92); Ep. I, ep. 55, n. 10 (V., 98).

dämonische Macht hat! Ihm sind jene Stützen und äußerer Ermutigungen versagt, von denen sich die Gläubigen im Europa seiner Zeit immer noch einen gewissen Schutz für die Kirche und eine Bestärkung ihrer religiösen Überzeugung versprechen. Dafür bleibt ihm jene feindselige Form des Miteinanderseins von Menschen nicht erspart, gegen die sich der einzelne behaupten muß. Nicht die Heiden sind gemeint, die er zu bekehren versucht. Er findet in den portugiesischen Kolonien Indiens europäische Kaufleute und Ansiedler vor, die an den Eingeborenen nur geschäftlich interessiert sind. Sie sind es, die ihm auf seinen Missionsfahrten überall in den Weg treten. Sie sind schlechte Christen und Ausbeuter der Heiden, die seine Arbeit außerordentlich erschweren. Wenn er auf sie zu sprechen kommt, klingen die Worte des sonst so Hoffnungsrohen hoffnungsmüde. Sie haben durch ihre Lebensweise dem Ansehen des Christentums bei den Heiden Abbruch getan, und doch kann er sie nicht fernhalten. Da stößt er auf Schranken, die sogar dem Wirken der Gnade Einhalt zu gebieten scheinen. Er sieht es als das Unheilvollste in seiner Situation an, in die er als Missionar je und je neu gestellt ist. „... Mit unsäglichem Schmerz muß ich immer wieder sehen, wie die neubekehrten Christen nicht nur von den Heiden, sondern auch von den Portugiesen selbst in verbrecherischer Weise verfolgt und ausgebeutet werden. Die Frevel sind erschütternd, und welche Gefahren bedeuten sie zudem für den Erfolg unserer Arbeit! ... Dies alles liegt schwer auf mir, und der tiefe Kummer über diese traurigen Zustände verläßt mich nicht, wohin ich auch gehe ...“ „Ich bin vom Leben derart angewidert, daß es mir willkommener wäre, um unseres Glaubens willen sterben zu dürfen, als unablässig so viele Verbrechen sehen zu müssen, ohne dagegen vorgehen zu können“⁷.

Man merkt es ihm an: damit wird er nicht fertig, diese Widerstände kann er nicht meistern. Er muß sich ergeben, und die Resignation, mit der er es tut, ist sein Teil an dem göttlichen Schmerz, den der Heilige der Hoffnung mit seinem Erlöser um die Vergeblichkeit seiner Liebe leidet. Da hört sein Leben und hört sein Auftrag auf, für den Heiligen durchschaubar zu sein. Angesichts solcher Erfahrungen und Tatsachen wird ihm manches in den Fügungen fragwürdig, wenn er auch fortfährt, an das Vorhandensein letzter Gründe für die Zulassungen Gottes zu glauben. Eine Welt, in der das Böse eine solche Macht hat, erscheint ihm manchmal unheimlich. Er verhehlt es sich nicht und weicht einer Auseinandersetzung nicht aus, erfährt aber auch in solchen Gelegenheiten seine Ohnmacht. Und da geschieht es dann, daß er in die Klage ausbricht, seine Sünden könnten es sein, die den Fortschritt des Reiches Gottes hindern. Es scheint, daß er bei sich selbst die größere Schwierigkeit sieht, weshalb die Sache der Kirche Schaden leiden und er nicht zu Gott kommen könnte. Das ist der Pfahl in seinem Fleisch, der ihn täglich an die Unvollkommenheit seiner Bemühung erinnert. Er erfährt sein Ausgeliefertsein an die Mächte des Bösen. Er stellt sein eigenes Unvermögen fest. Dadurch lernt er an allem verzweifeln, was nicht Gott ist, und das ist die Läuterung seiner Hoffnung. Er erkennt nun so, wie einer, der es erfahren hat, daß alles unsicher ist, und daß auf niemand Verlaß ist außer auf Gott.

⁷ Ep. I, ep. 24, n. 2 (V., 60, 63); Ep. II, ep. 61, n. 9 (V., 119f.); ep. 77, n. 1 (V., 129).

Gott aber weiß der Heilige in allen Dingen tätig; er ist ihm der überweltliche und innerweltliche Gott zugleich und darum der wirkliche Herr. So kennt Xaver zwar vor der Gefahr und in der Gefahr das Gefühl der Furcht, sie wird aber bei ihm nicht zum unbestimmten Gefühl der Angst. Vor seinem Geiste steht die Möglichkeit eines Unterganges durch Schiffbruch oder grausame Mißhandlung vonseiten der Heiden. Aber es ist niemals so, daß er sich einfach hineingeworfen oder preisgegeben glaubt. Er geht durch die Furcht hindurch, ohne angesichts der Unsicherheit seines Lebens von einem Schwindel befallen zu werden. In seiner Schutzlosigkeit auf dem fernen Weltmeer erlebt er nicht das Hineingehaltensein ins Nichts, höchstens die Brüchigkeit aller außergöttlichen Planken. So schreibt er einmal an seine Mithräder: „Der Jammer auf dem Schiff war groß. Gott unserem Herrn, hat es gefallen, uns in diesen Gefahren zu läutern und uns Einsicht zu geben, wie unvermögend wir sind, wenn wir unsere Zuversicht auf die eigenen Kräfte stützen und die Hilfe von den geschaffenen Dingen erwarten; doch wir sollten zugleich auch erkennen, was aus uns wird, wenn wir den Blick von diesen vergeblichen Hoffnungen abwenden, um uns dem Schöpfer aller Dinge allein anzuvertrauen, Ihm, dessen Hand uns stark zu machen vermag, wenn wir die Gefahren um Seinetwillen ertragen: denn wer die Leiden hinnimmt einzig um Seiner Liebe willen, der wird, inmitten aller Gefahr, es verstehen und, ohne daß er noch zweifeln könnte — durchkostend in jener Stunde, wie die innere Tröstung die Furcht des drohenden Todes besiegt —, es erkennen: daß alle Kreatur dem Gebote des Schöpfers gehorcht! Und sind die Leiden vorüber, die Schrecknisse überstanden, so vermag der Mensch nicht zu sagen noch zu beschreiben, was sich in seiner Seele zur Zeit der Gefahr vollzog; von allem Vergangenen haftet in seinem Erinnern nur die Gewißheit, daß er niemals aufhören könne, einem so guten Herrn zu dienen, hoffend in Gott, dessen Erbarmen kein Ende hat, daß Er uns Kräfte verleihe zu Seinem Dienst“⁸.

Daher ist dem Heiligen jene „ursprüngliche Angst“ fremd, die man als zum Wesen des Menschen gehörend hinstellt. Man kann infolgedessen auch nicht sagen, daß er, trotz des Schweren, das er aushält, an Schwermut leidet. Er kennt nicht jenes Gefühl der namenlosen Leere und Langeweile, das andere Menschen als harmlose Vorform der Angst vor dem Nichts bisweilen überkommt, wenn einer ermattet und für sich nichts Gutes mehr erwartend an nichts mehr teilnehmen will; wenn er, vergeblicher Anstrengungen überdrüssig, drauf und dran ist, sich in das, was er für unabwendbar hält, zu ergeben; wenn ihn die Dinge, wie von einem grauen Nebel überzogen, völlig gleichgültig lassen⁹. Vielleicht ist es leichter, so in die Gefahr hineinzugehen, als in jener Haltung des Hoffenden, die Xaver an den Tag legt. Niemals bricht er zu einem Unternehmen in einer Untergangsstimmung auf, als sei alles apostolische Beginnen letztlich doch eitel und sei das Ende immer ein Scheitern. Daß ihm nicht alles so gelingen würde, wie er es plant, ist ihm von vorneherein klar. Aber daraus den Schluß zu ziehen: also ist alles umsonst, es bleibt nur noch übrig, das Dasein im Versagen zu wagen, zu übernehmen, zu bejahen, das verbietet ihm sein Glaube. Er weiß, daß christliche Hoffnung eine Hoffnung wider alle Hoffnung ist,

⁸ Ep. I, ep. 55, n. 5 (V., 96).

⁹ Vgl. Martin Heidegger, Was ist Metaphysik, Bonn 1930, S. 14f.

weil Gott auch auf krummen Linien gerade schreibt. Deshalb gehört Schwermut nicht zu den Grundbefindlichkeiten seiner Existenz, was freilich sein Leben nicht leichter, sondern eher schwerer macht. Denn es fordert von ihm eine größere Anspannung seiner Kraft, damit er seine Hoffnung nicht, nach einer angeblichen Widerlegung durch die Tatsachen, aufgibt, sondern dem Schein zum Trotz schließlich doch einmal eine Rechtfertigung dieser Hoffnung erwartet.

Mag es also schlechte Christen geben, die seine Arbeit hindern, und mag er ein Gleiches von seinen eigenen Sünden befürchten, so überläßt er sich doch nicht dem Gefühl des Verlorenseins, da er aus dem Glauben sicher ist, daß für das Reich Gottes nichts Gutes umsonst getan wird. Er verzweifelt, solange er auf andere und auf sich sieht, aber weil er an Gott nicht verzweifelt, ist seine Verzweiflung keine totale und darum überhaupt keine Verzweiflung. Er erwartet Gott von Gott; von daher hat er die unerschütterliche Überzeugung, das Unabwendbare läßt sich noch wenden. „Zuweilen habe ich überlegt, ob unsere großen Gelehrten in der Gesellschaft, wenn sie selbst hier wären, nicht Schwierigkeiten hätten, so gefahrvolle Reisen zu billigen, und ob es, nach ihrem Urteil, nicht heißt, Gott zu versuchen, wenn man sich in so sichere Gefahren stürzt, denen so viele Schiffe zum Opfer fallen. Aber ich bin doch zu der Überzeugung gekommen: das alles bedeutet nichts. Auch in der Wissenschaft müssen die Unsriegen, so vertraue ich in Gott, unserem Herrn, vom Heiligen Geiste geleitet werden. Er muß immer in ihnen wohnen, sonst kämen sie ja über die Schwierigkeiten gar nicht hinweg ... Es liegt ein großer Unterschied im Gottvertrauen eines Menschen, der alles hat, was er braucht, und in dem Vertrauen jenes Menschen, der, nichts besitzend, freiwillig auch noch die nötigen Dinge hingibt, auf daß er Christus ähnlicher werde. Und ebenso ist der Unterschied groß zwischen jenen, die, in gesichertem Leben geborgen, an Gott glauben, auf Ihn vertrauen und hoffen, und denen, die um Seiner Liebe und Seines Dienstes willen aus freiem Willen sich den Gefahren des Todes darbieten, Gefahren, die sie meiden dürften, weil sie ihnen, in ihrer Entscheidung völlig frei, ausweichen oder begegnen können: und die in all dem dann glauben und ihre Hoffnung und ihr Vertrauen gründen in Gott!“¹⁰.

Die Heilswege Gottes sind Kreuzwege. Gott ist souverän genug, um sich auch unerwarteter Mittel zur Förderung des Reiches Gottes und zur Verwirklichung dessen, was wir erhoffen, zu bedienen. Die Hoffnung des Heiligen erweist sich darin als christliche Hoffnung, daß das Symbol seiner Hoffnung scheinbar das Zeichen der Hoffnungslosigkeit ist, nämlich das Zeichen des Kreuzes. Er teilt nicht die Meinung, daß die Erfüllung des Erwarteten nicht auf unerwartete Weise geschehen, daß Niederlage niemals der Anfang von Sieg, Grab nicht Stätte der Auferstehung sein kann. Daß Gott solche Wege wählt, gehört zum Mysterium Seines unbegreiflichen Ratschlusses, zu dessen Durchführung in einem wahren Sinne alles gleich geeignet oder ungeeignet zu sein scheint. Franz Xaver sieht die Dinge dieser Welt in ihrer letzten, unterschiedslosen Abhängigkeit von Gott, der alles in Seine Pläne einordnet, auch wenn wir die Zusammenhänge nicht durchschauen. Wo immer sich der Hei-

¹⁰ Ep. II, ep. 85, n. 13. 14 (V., 140 f.).

lige befindet, das Sein in der Welt ist für ihn ein Mit-sein mit Gott; in diesem Glauben behält er in der Unruhe der Gefahr seine Ruhe und fühlt sich in der Ungeborgenheit geborgen. „Nie in meinem Leben bin ich so anhaltend und überwältigend vom inneren Troste gestärkt worden wie auf diesen Inseln, die ich unter schwersten Entbehrungen durchwanderte, umlauert von Feinden, beherbergt von unzuverlässigen Freunden, entblößt von allen Mitteln für kranke Tage, und sogar der lebenswichtigsten Dinge beraubt: man sollte diese Insel nicht Insel von Moronennen, sondern Insel der Hoffnung auf Gott“¹¹. Ein anderes Mal schreibt er: „In diesem ruhelosen Lande gibt es keine größere Ruhe, als in großen Todesgefahren zu leben“¹². So kann nur ein Heiliger sprechen, der die Welt und sich selbst überwunden hat.

Aber hier muß noch auf etwas hingewiesen werden, das auch zur christlichen Hoffnung gehört, obwohl sie für sich nichts als Gott und Gott von niemandem als von Gott erwartet. Franz Xaver möchte in Gott auch seine Brüder wiederfinden, und wenn er auf die Hilfe Gottes baut, so hofft er, daß sie ihm durch die Gebete und die Opfer seiner Brüder in Europa zukommt. Seine Briefe sind ein fortgesetztes Bekennen zur Gemeinschaft des Ordens, der Kirche, der Heiligen. Er trägt die Unterschriften seiner Mitbrüder zusammen mit seiner Gelübdeformel an seinem Herzen¹³. Er schreibt seinem Vater Ignatius auf den Knien¹⁴. Die meisten Briefe enden mit dem Wunsch, daß er mit ihnen in der ewigen Seligkeit wieder vereint werden möge.

Das ist vielleicht eine der größten Leistungen des Heiligen der Hoffnung, daß er seine äußere Verlassenheit niemals zur inneren werden läßt. Das Gefühl der Ver einsamung klingt zwar zuweilen in seinen Briefen an. Er nennt sich den am weitesten Verbannten unter Ignatius' Söhnen¹⁵. Aber er setzt sich nicht wie ein Unverständner, Vergessener, Verbitterter von der Gemeinschaft ab. Die Bindung an sie ist ihm nicht wie eine Fessel, an der er sich wundreibt. Statt Verschlossenheit und Abgelöstheit zeigt er Offenheit für die anderen. Die geographische Trennung wird ihm so wenig zur geistigen Kluft, daß sie von Seele zu Seele eine größere Nähe vermittelt. Die Länge seiner Briefe gibt Zeugnis von seiner Bemühung, den Kontakt zu erhalten. Er handelt wie einer, der überzeugt ist, nur in der Gemeinschaft zur Eigentlichkeit seiner Existenz zu gelangen. Es ist nicht zuletzt die geistige Berührung mit den Brüdern, an der sich seine Hoffnung stets aufs Neue entzündet.

Er muß freilich die Erfahrung machen: sooft er mit anderen in Kommunikation tritt, entsteht daraus auch eine neue Einsamkeit für ihn. Diejenigen, an die er schreibt, können ihm nicht raten, seine Lage ist denen in Europa fremd. So vieles, was ihn bewegt, kann er ihnen nicht verständlich machen. Die Entscheidung bleibt

¹¹ Ep. I, ep. 59 n. 4 (V., 101).

¹² Ep. II, ep. 76, n. 2; vgl. Felix Zubillaga, Der hl. Franz Xaver, in: Geist und Leben 25 (1952) 332.

¹³ Ep. I, ep. 55, n. 10 (V., 98).

¹⁴ Ep. II, ep. 71, n. 13 (V., 128).

¹⁵ Eine Vorstellung von der räumlichen Trennung vermittelt Ep. I, ep. 59, n. 23 (V., 115). „Ihr geringster Sohn und der verlassenste von allen“, schreibt Franz Xaver an Ignatius: Ep. II, ep. 97, n. 23 (V., 183).

bei ihm, ihre Last kann ihm keiner abnehmen¹⁶. Es ist eine Form der Gemeinschaft, die den einzelnen in der Einmaligkeit seiner Entschlüsse bestätigt, ihn aber doch über die Ferne hinweg wirksam unterstützt. Was er von ihnen erbittet, und was sie ihm geben können, und was in seinen Augen tröstlicher ist als jede andere Realisierung der Gemeinschaft ist das Opfer und das Gebet. Daran glaubt er so fest, daß er wie selbstverständlich dieser Hilfe seine Erfolge zuschreibt¹⁷. In den ungeheueren Weiten asiatischer Länder, bei der Begegnung mit den Massen fremder Völker, deren Sprache er nicht kennt, muß er sich als einzelner wie verloren vorkommen. Und doch fühlt er sich keinen Augenblick wie ein Atom in einem anonymen Kollektiv. Sein Dasein ist kein „völlig ungedecktes Ausgesetzte sein in das Verbogene und Un gewisse“¹⁸. Er ist geistig beheimatet. Das Sein in der Welt ist für ihn Mit-sein mit den Brüdern. Das ist der Boden, auf dem seine Hoffnung gedeiht; denn hoffnungslos ist, wer allein ist. Darum ist christliche Hoffnung noch lange keine Flucht vor der Verlassenheit, ebensowenig wie sie ein Ausweichen vor dem Augenblick in die Zukunft genannt werden kann. Es mag einen Heroismus geben, der „ständig vor das Sein und das Chaos gestellt, sich nur um so entschlossener und tapferer im Sein zu halten versucht, des Untergangs als einer Grundmöglichkeit gewärtig“¹⁹. Wir aber kennen noch eine andere Tapferkeit, und das ist diejenige, die die Kirche von ihren Heiligen verlangt, andernfalls sie diese nicht heilig spricht. Jeder Heilige muß die christlichen Grundtugenden in heroischem Grade geübt haben. Jeder Heilige ist also ein Heroe der Hoffnung gewesen, und nach allem, was gesagt worden ist, können wir behaupten: der Heroismus der Hoffnung ist größer als der Heroismus der Verzweiflung.

Was von der Hoffnung des Heiligen in seinem Leben gilt, erfährt seinen Höhepunkt in seiner Todessituation. Die meisten Briefschlüsse verraten, daß Franz Xaver den Tod stets vor Augen hat. Die Lage, in der er sich befindet, erlaubt ihm nicht, das Sterben müssen in weite Ferne zu rücken. Er rechnet damit wie mit einem Ereignis, das jeden Augenblick sein kann und unmittelbar bevorsteht. So kommt es, daß er das Faktum des Todes in die Deutung seines Lebens miteinbezieht²⁰. Aber es ist nicht etwa das Leiden am Leben, das in ihm die Sehnsucht nach dem Tode wachruft, nicht die Unruhe der Zeit und die Stürme, die ihn schütteln, bewirken in ihm das Verlangen nach dem ewigen Frieden. Der Ursache nach ist sein Tod ein gewöhnlicher Tod, ein Tod, der, wie es scheint, zu seinem Leben nicht paßt, fast möchten wir sagen: ein unpersönlicher Tod. Nicht das Martyrium, wie wohl er und andere erwarten²¹. Xaver stirbt auf dem Weg zu neuem Werk, für ihn selber überraschend,

¹⁶ Seine Briefe enthalten nur Berichte, kaum jemals eine Bitte um Rat. Er schließt sie oft mit den Worten: „Ihr verbannter“ oder „Ihr verlassener Sohn“.

¹⁷ Ep. I, ep. 15, n. 15; ep. 55, n. 10 (V., 98).

¹⁸ Martin Heidegger, *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität*, Breslau 1933, S. 12.

¹⁹ Hans Heyse, *Idee und Existenz*, Hamburg 1933, S. 342 f.

²⁰ Vgl. die Schilderungen der Todesgefahren, die in seinen Briefen einen breiten Raum einnehmen und den stets wiederkehrenden Wunsch nach Wiedervereinigung mit seinen Brüdern in der jenseitigen Glorie.

²¹ Vgl. V., 348, Anm. 1

an einer Grippe. Er stirbt ohne Mitbrüder, als ob er kein Ordensmann sei, ohne Sakamente, als ob er nicht zur Kirche gehöre. Sein Tod scheint nicht der ihn auszeichnende Tod, nicht die immanente Auslegung seines Lebens, eher ein zufälliges äußereres Faktum, also nicht *sein* Tod zu sein. Und doch ist das, was in diesem einen, letzten Augenblick mit ihm geschieht, die reinste Verkörperung dessen, was er in verwandter Weise in jedem Augenblick seines Daseins geübt hat. Es ist der Höhepunkt der Nachfolge Christi, des Herrn, wie sie Ignatius von den Seinen verlangt.

Auf den ersten Blick ist sein Sterben ein Scheitern an einem Widerstand, der ihm von außen entgegengesetzt wird. Er will nach China, wird aber krank, und der portugiesische Kapitän läßt ihn auf der Insel Sam Tschao vor der Küste Chinas einsam liegen²². Es ist ein jäher Abbruch, ein Herausgerissenwerden aus aller Planung; was er angefangen hat, bleibt Fragment. Xaver stirbt, ohne daß er sein Werk gekrönt sieht.

Aber gerade als solcher wird der Tod vom Heiligen in seinen Zukunftshoffnungen von jeher in Rechnung gestellt. Seine Entwürfe und Pläne sind auf die Christianisierung Chinas und Japans gerichtet; das Ziel seines Lebens ist jedoch nicht von der Erreichung dieser Zukunft abhängig. Er arbeitet für viele und dennoch wie einer, der etwas anderes für wichtiger hält. Der Gegenstand seiner Hoffnung ist Gott, und Gott gehört nicht der Zeit an. Wenn Franz Xaver lebend so oft von der Anschauung Gottes spricht und sterbend immer wieder nach der heiligsten Dreifaltigkeit ruft²³, so offenbart er darin eine Vorstellung vom Tode, die mit der Angst vor einem nackten Nicht-mehr-sein nichts zu tun hat. Zwar weiß er, daß auch er verloren gehen kann und darum bittet er oft in seinen Briefen um Gebet, damit Gott ihn und seine Brüder in die Glorie aufnehme. Ob bald, ob später, das überläßt er dem Herrn. Er ist jeden Augenblick bereit und fühlt sich keinen Augenblick sicher, zeigt sich aber niemals von der Befürchtung gequält, er könnte zu früh sterben, oder der Wert seines Daseins würde die Probe des Gerichtes im Tode nicht bestehen. Seine Haltung gegenüber dem Tode beweist, daß das, was in seinen Augen dem Leben einen Sinn gibt, von der Zeit und Dauer dieses Lebens nicht abhängt. Er ist frei von eigensinnigem Festhalten an Berechnung und Planung, somit erhaben über jede eigene Zielsetzung und den erreichten oder nicht erreichten Erfolg. Seine Leistung ist nach seiner Ansicht — wir kennen diese aus seinen Briefen — nicht die Bekehrung asiatischer Völker, sondern die Erfüllung des Willens Gottes in jedem Augenblick seines Lebens. Ob so oder anders, ob begreiflich oder unbegreiflich, danach fragt er nicht. Diese innere Gelöstheit ist seine wahre geistige Freiheit. Sie macht es ihm möglich, zugleich die Aufgaben der Zeit ganz ernst zu nehmen und doch ganz auf die Ewigkeit zu hoffen. Im Gedanken an den Tod betrachtet er das Vergängliche wirklich als vergänglich. Was bleibt, ist Gottes Wille, und er weiß, daß, an diesem Maßstab gemessen, das Unwichtige manchmal wichtig und das Wichtige manchmal unwichtig sein kann, auch die Frage, ob er länger lebt.

Wenn also sein Tod früh kommt, so hat er doch länger gelebt als andere, die in hohem Alter sterben. Angesichts eines solchen Todes ist die Frage am Platz: was

²² Vgl. V., 264 f.

²³ V., 265.

ist überhaupt des Menschen Zeit und was ist die Zeit eines Heiligen? In der Schrift steht das Wort: „Früh vollendet, hat er viele Jahre erreicht“ (Weish 4, 13). Auf wen es zutrifft, in dessen Gegenwart ist eine begnadete Vergangenheit bewahrt, und was andere eine lange Zukunft hindurch an Gnade erwerben würden, ist in seinem Leben bereits gegenwärtig. Seine Zeit ist darum eine andere als die lange, aber leere Weile eines sündigen, verlorenen Daseins. Der Augenblick im Leben des Heiligen hat Gegenwärtiges, Vergangenes und Zukünftiges in sich. Nicht so, daß für ihn keine Zukunft mehr sein könnte, aber doch zukünftige Möglichkeiten und Gnaden vorwegnehmend. Die Zeit des Heiligen ist ein Noch-nicht-haben und Doch-schon-besitzen, Ewigkeit in der Zeit, Hoffnung und Erfüllung zugleich. Das zeigt sich bei Franz Xaver in den Tröstungen, mit denen ihn die Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit jetzt schon heimsucht, und zwar gerade dann, wenn, menschlich gesprochen, kein Grund für sie da ist. Er ist am glücklichsten, wenn er außer Gott nichts hat, was ihn glücklich machen könnte. Am stärksten fühlt er das in der Gefahr. Seine Seligkeit ist die Seligkeit der Armen im Geiste, die Seligkeit der Trauernden, die Seligkeit derer, die Hunger und Durst haben. „Ich kenne einen Menschen, dem Gott große Gnade geschenkt hat und der sich oft bemüht, sei es inmitten der Gefahren, sei es in ruhigen Zeiten, sein ganzes Vertrauen und seine Hoffnung in Gott zu legen; was ihm daraus für ein Segen strömt, darüber könnte man vieles schreiben“^{23a}. Vorfreude und Endfreude sind Gnaden ein- und derselben übernatürlichen Ordnung, also schon jenseitig, eigentlich göttlich. Die irdischen Tröstungen des Heiligen sind die Erstlinge des göttlichen Geistes, der Anfang der ewigen Freude. Die christliche Hoffnung mit ihren Tröstungen versetzt den Menschen in jenen eigentümlichen Zwischenzustand des Noch-nicht und Doch-schon. In dieser Hinsicht ist die Lage des Heiligen die gleiche, wie die Lage der Kirche allgemein, die auch zwischen Zeit und Ewigkeit pilgert. Diese Lage hat ihren letzten Grund in der Stellung Christi, der auf dem Wege und schon am Ziel zugleich war.

Das soll es heißen, wenn wir sagen: Die Zeit des Heiligen trägt die Ewigkeit in sich, und kommt dann der Tod, zerfällt, was zeitlich an ihm ist. Aber seine Ewigkeit bleibt. Sie ist die Fülle seiner Zeit, in ihr ist Gott, in ihr ist die heiligste Dreifaltigkeit, ist Jesus, der Erlöser. Ihren Namen hat Franz Xaver in seinen Briefen oft genannt, nun ruft er nach ihnen im Tode. Sie sind für ihn das, was war und was ist und was sein wird.

Obwohl also Franz Xaver von seiner Krankheit überrascht wird, kann ihm der Tod doch nicht fremd sein, denn er war immer ein Hoffender. Der Tod ist bei ihm das Siegel, der alles zusammenfassende Akt, den er leidend vollzieht, das laute Bekenntnis zu seinem Leben, das er schweigend ablegt. Er bewältigt diese äußerste Situation, wie er alle Gelegenheiten seines Lebens gemeistert hat. Er stellt sich ihnen, stark durch die Hoffnung. Das ist der stets gleichbleibende Kern seiner Existenz, dem gegenüber der Wandel der Zeit an Bedeutung verliert. Das ist vielleicht das Wiederholbare an diesem einmaligen Dasein, die Sendung des Heiligen der Hoffnung

^{23a} Ep. II, ep. 90, n. 24 (V., 159).

heute. Denn wieder ist, ähnlich wie damals, der Zeiger der Zeit auf eine Stunde gerückt, die bahnbrechende, schöpferische Menschen verlangt. Die Glaubensverkündigung muß Methoden anwenden, die, wenigstens teilweise, nicht durch die Wegweiser eines traditionellen Christentums vorgeschrieben sind. Mag das, was Franz Xaver getan hat, nur in einem sehr eingeschränkten Sinne heute noch einmal getan werden können —, der persönliche Einsatz ist wiederholbar. In dieser Hinsicht ist sein vergangenes Leben für uns nicht schlechthin vergangen, und kann sich, inmitten von Ungewißheit und Gefahr und menschlich fragwürdigen Bemühungen, an seiner Hoffnung neue christliche Hoffnung entzünden. Niemand kennt das mögliche Ausmaß geschichtlicher Katastrophen in naher oder ferner Zukunft, in Europa oder Asien. Das eine aber ist sicher: sie werden das Reich Gottes nicht unberührt lassen. Der Christ wird sich vielleicht fürchten, aber er wird die Angst überwinden und zwar durch die Hoffnung, die die Schranken menschlicher Ohnmacht durch die Zversicht auf die göttliche Allmacht übersteigt.

Franz Xaver war ein solcher Überwinder. Als er am 3. Dezember 1552, zwei Stunden nach Mitternacht, auf der kleinen Insel Sam Tschao im Chinesischen Meer unter dem Dach einer windschiefen Strohhütte, ohne Zeichen eines Todeskampfes starb, sahen, wie ein Biograph bemerkte, seine beiden Diener im fahlen Licht des Morgens auf dem Antlitz des Toten den Widerschein seines Sieges²⁴.

Rückkehr in das Paradies

Zur Theologie des christlichen „Weges“

Von Friedrich Wulf S. J., München

Es gehört zum festen Wortschatz unserer christlichen Verkündigung, daß wir in Hinsicht auf unser ewiges Heil noch „unterwegs“ sind, „Pilger“ in eine „himmlische Heimat“, in das „himmlische Vaterhaus“. Den meisten bedeuten diese „Bilder“ aber nicht viel mehr als eben die Tatsache, daß wir hier auf Erden „keine bleibende Stätte“ (Hebr 13, 14) haben, daß wir alle einmal sterben müssen und erst der Himmel unsere Vollendung sein soll. Die Vorstellung von einem „Weg“, den wir täglich gehen müssen, auf ein jenseitiges Ziel zu, dem wir schon hier auf Erden durch tapferes Ausschreiten näher kommen, und das Bewußtsein, daß wir nur „Fremdlinge und Gäste sind auf Erden“ (Hebr 11, 13) und der Himmel eine wirkliche Heimat ist für den Menschen, ist für unser religiöses Bewußtsein sehr verblaßt. Die Aufgaben des irdischen Lebens (auch die religiösen) sind für uns alle so gewachsen, daß sie unser ganzes Interesse und unsere ganze Kraft in Anspruch nehmen, und je mehr sich unsere menschlichen Bemühungen als fragwürdig erweisen, um so

²⁴ Reinhold Schneider, Die dunkle Nacht, Kolmar i. E. (o. J.), S. 180.